

Mark Gevisser

Die pinke Linie

Weltweite

Kämpfe

um sexuelle

Selbstbestimmung

und

Geschlechts-

identität

Suhrkamp

SV

Mark Gevisser

DIE PINKE LINIE

Weltweite Kämpfe um sexuelle
Selbstbestimmung und Geschlechtsidentität

Aus dem Englischen von
Helmut Dierlamm und Heike Schlatterer

Suhrkamp

Die englische Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel *The Pink Line. Journeys Across the World's Queer Frontiers* bei Farrar, Straus and Giroux (New York).

Für Dbianaraj Chetty

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Erste Auflage 2021

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2021

© Mark Gevisser, 2020

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

978-3-518-42988-4

INHALT

Vorbemerkung des Autors	9
Prolog: Das Gesetz der Liebe	15
1 Die pinken Linien der Welt	33
2 Aunty Chimbalanga – Blantyre – Kapstadt	65
3 Neue globale Culture Wars?	101
4 Michael Mbarara – Kampala – Nairobi – Vancouver	121
5 Die pinke Linie durch Zeit und Raum	159
6 Amira und Maha Kairo – Istanbul – Amsterdam	181
7 Pinke Sündenböcke	219
8 Pascha Ljuberzy – Moskau	235

9 Das Schreckgespenst der Gendertheorie	281
10 Zaira und Martha	
Guadalajara	297
11 Pinke Dollars, Global Gay	331
12 Fadi und Nadav	
I'billin – Tel Aviv – Jaffa (und Ramallah)	349
13 Transgender-Culture-Wars	397
14 Riot Youth	
Ann Arbor und Umgebung	429
15 Die neue pinke Linie: Geschlechtsidentität	495
16 Die <i>kothis</i>	
Devanampattinam – Cuddalore – Pondicherry	519
Epilog: Es wird besser	569
Anmerkungen	591
Dank	637
Ausgewählte Bibliografie	643

Eine Identität wird nur dann in Frage gestellt, wenn sie bedroht ist, wenn, zum Beispiel, der Mächtige zu fallen beginnt, wenn der Elende aufzusteigen beginnt oder wenn der Fremde ins Tor tritt, um von diesem Augenblick an nie mehr ein Fremder zu sein. [...] Die Identität ist wie das Gewand, mit dem man die Nacktheit des Ich bedeckt. Wenn es sich aber so verhält, dann ist es am besten, wenn das Gewand lose fällt, ein wenig wie der Burnus der Wüste, durch den die Nacktheit stets gefühlt und manchmal auch gesehen wird. Dieses Vertrauen in die eigene Nacktheit ist es, das einem die Kraft gibt, die Kleider zu wechseln.

James Baldwin, *Teufelswerk*, 1976

VORBEMERKUNG DES AUTORS

ZUR TERMINOLOGIE

Mir gefällt das Wort »queer« wegen seiner Doppeldeutigkeit. Es wird nicht nur von Menschen auf der ganzen Welt neu verwendet, um sich selbst zu bezeichnen, sondern bedeutet auch »anders« oder »schräg« oder »verdreht«. Wer etwa aus einer »queeren Perspektive« schaut, betrachtet die Welt von der Seite, um sie neu zu sehen. Aber offen gesagt ist das Wort auch bequem: Es ist ein Sammelbegriff, in dem (nun ja, nahezu) alle »Ls«, »Gs«, »Bs«, »Ts« und auch die anderen aus dem sich erweiternden Alphabet enthalten sein können. Gerade deshalb jedoch hat das Wort, insbesondere in den Vereinigten Staaten, manchmal seine »queere« Bedeutung verloren. Wenn alle queer sind, ist es niemand mehr. Ich hoffe, dass ich hier die richtige Balance finde.

Außerdem ist »queer« in manchen Teilen der Welt wie etwa in Großbritannien, in afroamerikanischen Communitys und in meinem Heimatland Südafrika bis heute ein problematischer Begriff, denn es wird dort immer noch allzu oft als Beleidigung benutzt. Außerdem lehnen es auch einige Transmenschen ab, die wie Liam, den Sie auf diesen Seiten kennenlernen werden, sehr klar sagen, dass sie hetero sind.

Ich habe mir alle Mühe gegeben, die Sprache zu verwenden, mit der sich die Menschen, über die ich schreibe, am wohlsten fühlen. Ich bezeichne Liam als straighten Transmann, weil er sich selbst so bezeichnet. Sean, dem bei der Geburt ebenfalls das weibliche Geschlecht zugewiesen wurde, ist »genderqueer« und zieht Mehr-

zahlpronomina vor, also verwende ich die Mehrzahlpronomina – trotz der grammatikalischen Schwierigkeit. Ich habe versucht, mich an dieses Prinzip zu halten, obwohl es im Text zu unvermeidlichen Ungereimtheiten führt. Einige Menschen sprechen von »LGBT-Rechten« und der »LGBT-Community«, andere bevorzugen »LGBTI« und wieder andere »LGBTQ«, »LGBTIQ«, »LGBTQ+« usw. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts war »LGBT« der anerkannte Begriff, also verwende ich im Zweifelsfall ihn. Aber wenn Tiwonge sich als eine LGBTI bezeichnet, nenne ich sie ebenso. Wenn Pascha sich transgender nennt, nenne ich sie auch so, und wenn Charlotte sich als Transsexuelle bezeichnet, dito.

In diesem Sinne: »Cisgender« ist ein Begriff, der von der Transcommunity selbst entwickelt wurde, um Menschen wie mich zu bezeichnen: Menschen, deren Geschlechtsidentität und deren Geschlechtsausdruck mit dem Körper kongruent sind, der ihnen bei der Geburt zugewiesen wurde. Ich teile die Skepsis des britischen Philosophen Kwame Anthony Appiah, was die Notwendigkeit betrifft, jeden Satz mit »Als weißer, schwuler, südafrikanischer Cisgender-Mann mittleren Alters aus der Mittelschicht...« zu beginnen oder mit dem, was die Attribute meiner Identität auch sonst immer sein mögen. Im Jahr 2018 schrieb Appiah dazu in einem Kommentar in der *New York Times*: »Da die Mitglieder einer gegebenen Gruppe mit einer bestimmten Identität Erfahrungen gemacht haben, die noch auf einer Vielzahl anderer sozialer Faktoren beruhen, sind sie *nicht* gleich.«¹ Ich spreche für mich selbst und nicht für irgendeine Gruppe. Aber ich spreche von einer bestimmten Position aus, und allen neuen Debatten über »kulturelle Aneignung« zum Trotz möchte ich, dass meine Leser:innen wissen, wo ich herkomme, wenn ich sie darum bitte, mich auf dieser Reise zu begleiten.

Ich hoffe, dass einige von Ihnen sich bei der Lektüre dieses Buches selbst erkennen und sich mit den Menschen identifizieren können, über die ich schreibe. Und ich hoffe, dass es für Sie alle den Reiz des Neuen hat, wie es auch bei mir der Fall war. Allein schon

in den vorangegangenen Absätzen gibt es Wörter oder Wendungen, die vielleicht nicht allen vertraut sind: »cisgender«, »bei der Geburt zugewiesenes Geschlecht«. Muss es »Geschlechtsumwandlungsoperation«, »Geschlechtsneuzuweisungsoperation«, »Geschlechtsbejahungsoperation«, »Geschlechtsbestätigungsoperation« oder »Geschlechtsangleichung« heißen? Man bewegt sich noch auf wackligem Grund, wenn sich der Wortschatz einer lange missverstandenen Gruppe von Menschen außerhalb der pathologisierenden Sprache der Medizin gerade erst als allgemeiner Sprachgebrauch durchsetzt. Es gibt Meinungsverschiedenheiten: Manche verwenden den Begriff »transsexuell«, um Menschen zu bezeichnen, die sich einer Operation unterzogen haben; andere lehnen den Begriff wegen seiner abwertenden und sexualisierten Geschichte ab. Auch in diesem Zusammenhang habe ich versucht, einem Kurs zu folgen, der sich sowohl an den Begriffen, mit denen sich die Menschen selbst beschreiben, als auch an den aktuell bestehenden Konventionen orientiert.

Ein wichtiger Grundsatz der aktuellen Bewegung für die Rechte von Transmenschen, insbesondere im Westen, besteht darin, zwischen »sexueller Orientierung« und »Geschlechtsidentität« zu unterscheiden. Einige clevere Slogans aus der Transgender-Bewegung haben mir in diesem Punkt das Verständnis erleichtert. Ich hoffe, Ihnen geht es genauso:

»My gender is between my ears, my sex is between my legs.«

»My gender identity is who I go to bed as, my sexual orientation is who I go to bed with.«

»Sex is what I do with my clothes off, gender expression is what I do with my clothes.«

(»Meine Geschlechtsidentität ist in meinem Kopf, mein biologisches Geschlecht ist zwischen meinen Beinen.«

»Meine Geschlechtsidentität ist, was ich bin, meine sexuelle Orientierung kommt darin zum Ausdruck, mit wem ich ins Bett gehe.«

»Um Sex zu haben, ziehe ich mich aus, um mein Geschlecht auszu-
drücken, ziehe ich mich an.«)

Sie funktionieren gut in einem US-amerikanischen Kontext, erfassen aber nicht einmal ansatzweise den komplexen Wirbel sexueller Orientierungen und von Geschlechtsidentitäten an anderen Orten. Wenn dieses Buch ein übergreifendes Anliegen hat, dann das, zu zeigen, dass es nicht nur eine Art gibt, in der Welt zu sein.

ZUM THEMA ÜBERSETZUNG

Dieses Buch erzählt die Geschichten vieler Menschen, die gar kein Englisch sprechen, einige sprechen es gut als Zweitsprache, und für einige ist es die Muttersprache. In Malawi und Südafrika, Ägypten, Russland, Indien und Mexiko arbeitete ich mit Chichewa-, Arabisch-, Russisch-, Tamilisch- und Spanisch-Dolmetscher:innen, die mich darüber hinaus bei meinen Recherchen unterstützten. Das Bild von den Menschen, deren Geschichten ich erzähle, ist also durch diese außergewöhnliche Gruppe von Vermittler:innen gebrochen, die bei mir doppelte Arbeit leisten mussten: Sie mussten immer zuhören, während ich ein wenig abschalten konnte, wenn ich eine Frage gestellt hatte und auf die Übersetzung wartete, und sie trafen außerdem Verabredungen, recherchierten und erklärten kulturelle Besonderheiten. Sie alle waren unschätzbar wertvoll, aber ihr Englisch war unterschiedlich gut, und sie hatten ihre sprachlichen Eigenarten, je nachdem, wie und wo sie die Sprache gelernt hatten. Da ich mit den hier porträtierten Personen mehr als sechs Jahre in Kontakt blieb, war ich einige Male gezwungen, jeweils verschiedene Dolmetscher:innen einzusetzen, so dass die von mir interviewte Person in den Transkripten der einzelnen Besuche jeweils eine andere Stimme bekam.

Wenn sich Sheetal aus dem südindischen Bundesstaat Tamil Na-

du ordinärer auszudrücken scheint als ihr Schützling Lakshaya, liegt das womöglich nicht nur an ihren unterschiedlichen Persönlichkeiten, sondern daran, dass Sheetal es vorzog, (eine Art) Englisch mit mir zu sprechen, wohingegen Lakshaya kein Englisch konnte und ihr Bild durch das eher standardmäßige Englisch meiner Dolmetscherin Lavanya geprägt ist. Selbst wenn keine Dolmetscher:innen eingesetzt wurden, traten solche Diskrepanzen auf. Ist der Israeli Nadav sprachgewandter als sein palästinensischer Freund Fadi? Ich bezweifle es, aber Nadav lebte als Kind in Australien, und Fadi lernte sein Englisch im Internet.

Manchmal sprach ich auch selbst in unvollkommenem Französisch oder Spanisch mit Menschen, für die eine dieser Sprachen die Muttersprache oder die Zweitsprache ist: Ich bin mir ganz sicher, dass bei der Übertragung etwas verloren ging. Dennoch habe ich trotz all dieser Beschränkungen hart gearbeitet, um meinen Leser:innen die Menschen durch ihre eigene Stimme nahezubringen, also durch Übersetzungen, die so nahe wie möglich an dem dran sind, was meine Interviewpartner:innen zu mir sagten. Doch die Übersetzung ist ein Schirm, und kein durchsichtiger. Das gilt noch einmal stärker für Übertragungen dieses Buches aus dem Englischen in andere Sprachen. Jede Sprache stellt eine eigene soziale Welt mit eigenen Traditionen und Konventionen dar, und es ist alles andere als sicher, dass die Art und Weise, wie sich Menschen in der einen Sprache bezeichnen, in einer anderen richtig oder auch nur angemessen abgebildet werden kann. Ich bitte meine Leser:innen, das im Hinterkopf zu behalten, wenn ich versuche, die Geschichten von Menschen zu erzählen, die unterschiedliche Pronomina, Identitätskategorien und Begriffe für sich verwenden.

ANONYMITÄT UND SICHERHEIT

Mehrere Personen baten mich, ihnen ein Pseudonym zu geben oder sie in meiner Darstellung unkenntlich zu machen. Angesichts der Gefahr, in der queere Menschen, insbesondere in Ländern wie Ägypten und Nigeria, schweben, sicherte ich allen, die es wollten, Anonymität zu. Ich weise stets darauf hin, wenn ich jemanden anonymisiert habe. Seltsamerweise baten mich in den Vereinigten Staaten mehr Menschen als irgendwo sonst, ihren Namen nicht zu benutzen oder nur den Vornamen zu verwenden, damit man sie nicht im Internet aufspüren konnte. Dies mag einerseits daran liegen, dass dieses Buch (zuerst) in den USA erschienen ist, dass die US-Amerikaner:innen im Umgang mit Medien besonders versiert und besonders gut vernetzt sind und dass meine ersten Gesprächspartner:innen dort alle gerade erst volljährig geworden waren und sich berechtigte Sorgen machten, was sie im Erwachsenenleben vielleicht noch verfolgen würde. Doch ich glaube, es lässt auch noch einen anderen Schluss zu, nämlich dass die Debatte in den USA sehr belastet und der kulturelle Diskurs insbesondere über Transgender-Identität extrem fragil und unbeherrscht ist, und das trotz der relativen Sicherheit und Freiheit, die die Menschen dort im Vergleich zu anderen Teilen der Welt genießen.

PROLOG

DAS GESETZ DER LIEBE

»Schwule verloben sich«, lautete die Schlagzeile auf der Titelseite der Tageszeitung *The Nation* aus dem zentralafrikanischen Malawi am Sonntag, dem 28. Dezember 2009. Darüber befand sich eine Fotografie von zwei müde und unbehaglich aussehenden Menschen in jeweils traditionell männlicher und weiblicher Kleidung, die aus demselben gemusterten Waxprint geschnitten war. »Die schwulen Tureltauben Tiwonge Chimbalanga und Steven Monjeza schrieben am Samstag Geschichte, als sie ihre Feiertage durch eine *chinkhoswe* [Verlobungszeremonie] bereicherten«, hieß es in dem Artikel, ergänzt durch den Hinweis, dass es sich um »die erste dokumentierte öffentliche Aktivität von Homosexuellen in diesem Land« gehandelt habe. Auf der linken Seite unten waren ein paar hilfreiche »Kurzinformationen« notiert: Homosexualität sei »illegal in Malawi« und werde, je nach angewandtem Paragraphen, mit einer »Höchststrafe von fünf beziehungsweise 14 Jahren Gefängnis mit oder ohne körperliche Züchtigung« geahndet.¹

Viereinhalb Jahre später, im Mai 2014, sah ich mir diese Seite zusammen mit Tiwonge Chimbalanga noch einmal an: Sie hatte das Blatt 3000 Kilometer weit und durch viele Länder ins Exil mitgenommen und an die Wellblechwand ihrer Hütte in Tambo Village, einer Township bei Kapstadt, geklebt. Sie hatte den Artikel zwar aufgehängt, erhob aber zugleich Einspruch gegen ihn: »Ich bin kein Schwuler, ich bin eine Frau«, sagte sie auf Englisch und fügte in ihrer Muttersprache Chichewa hinzu: »Sie sagten, ich sei schwul, als

sie mich verhafteten. Sie sagten, ich sei von LGBTs aus Übersee bezahlt worden, damit ich meine *chinkhoswe* abhielt. Aber ich lernte das Wort »schwul« erst kennen, als ich es neben diesem Bild sah und als die Polizei kam und mich mitnahm.»

Bei meiner Ankunft einige Stunden zuvor hatte Aunty, wie Chimbalanga überall genannt wurde, mich in einem kunstvollen violetten Ensemble mit Tellerrock und Turban auf der Straße erwartet – einer Kleidung, die in ihrer Heimat gewöhnlich nur bei einer *chinkhoswe* getragen wird. Ich dachte, sie würde sich vielleicht nur so in Schale werfen, wenn sie Besuch bekam, aber wie sich herausstellte, war sie immer so angezogen – so gar nicht der Lycra-Leggings-Stil, den die Frauen in ihrer sandgepeitschten proletarischen Siedlung bevorzugten. Aunty war groß, hatte sehr dunkle Haut und ein breites Gesicht. Sie wäre auch dann aufgefallen, wenn sie nicht versucht hätte, ihren Bartwuchs unter einer dicken Schicht Foundation zu verbergen, die ihrem Gesicht einen silbrigen Glanz verlieh. Sie war spröde und majestätisch, mit einer Art aufgesetztem Hochmut. Doch ich lernte schnell, dass dieser einer mädchenhaften Schüchternheit Platz machen konnte, wenn sie entspannter war oder sich an das Leben zurückerinnerte, das sie geführt hatte, bevor man ihr sagte, dass sie schwul sei, und sie abführte.

Aunty bewegte sich auf die entschlossene Art einer Person, die zusammenbrechen könnte, wenn sie nicht den Kopf oben behält. In ihren silbernen Pumps mit den niedrigen Absätzen führte sie mich über einen durchweichten schmalen Weg zwischen Verschlägen hindurch zu ihrer Hütte, die unter einigen anderen auf dem Hof hinter einem großen Haus stand. Auntys Behausung war bei Weitem die hübscheste, dank der finanziellen Unterstützung, die sie als ehemalige »gewaltlose politische Gefangene« von Amnesty International erhielt. Sie hatte einen großen Fernseher, eine Stereoanlage und eine Clique, zu der auch ihr »Ehemann« Benson gehörte, ein arbeitsloser malawischer Landsmann, der mit ihr zusammenlebte. Ständig schauten Nachbarn vorbei, um die eine oder andere To-

mate zu schnorren oder etwas von dem Bier zu holen, das sie als Nebenverdienst verkaufte. »Aunty! Aunty!«, riefen sie mit einer Mischung aus Zuneigung und Spott, wenn sie vor dem verschlossenen Sicherheitstor standen.

Ich hatte etwas zum Essen und zum Trinken mitgebracht: einen Bucket mit Hähnchenkeulen von Kentucky Fried Chicken und eine Magnumflasche Mountain Dew. Benson war ein kleiner, sanfter Mann, auf eine stille Art betrunken und allem Anschein nach von Aunty dominiert. Sie befahl ihm, ein paar Plastikstühle von einem Stapel zu nehmen, und strich, wie mir schien, ein imaginäres Tuch auf dem Tisch glatt, der praktisch den ganzen Raum in einem ihrer zwei Zimmer einnahm. Ohne erkennbare Ordnung waren neben dem Artikel »Schwule verloben sich« weitere Fotos von ihr an die Wand geklebt, auf denen sie offenbar mit Liebhabern und Freunden:innen zu sehen war. Außerdem hingen dort weitere Artikel mit Einzelheiten über ihre Gefängnishaft und ihre Freilassung in Malawi. Verteilt dazwischen hingen sorgfältig aus südafrikanischen Illustrierten ausgeschnittene Werbeanzeigen, die zu einer Hyperweiblichkeit der Art »Mädels auf Motorhauben« tendierten. Quer über die Tür des extra großen Kühlschranks hatte jemand mit schwarzem Edding sorgfältig »RÖMER 13,8« geschrieben.

Ich fragte, was es damit auf sich hatte.

Aunty langte über den Tisch und griff sich die zerfledderte grüne Bibel, die sie während ihrer Inhaftierung in Malawi von ihrem regelmäßigsten Besucher geschenkt bekommen hatte, einem Pfarrer, der sie dazu bringen wollte, Reue zu empfinden. Sie öffnete das grüne Buch und las den Vers mit etwas Mühe laut vor: »Seid niemandem etwas schuldig, außer dass ihr euch untereinander liebt; denn wer den andern liebt, der hat das Gesetz erfüllt.«

Warum hatte sie diesen Text auf ihren Kühlschrank geschrieben?

»Das sind die Worte, die auf die Karte für meine Verlobungsfeier gedruckt waren«, sagte sie auf Chichewa – der Amtssprache Malawis –, und ihre Freundin Prisca, die ebenfalls aus Malawi geflohen

war, übersetzte. Aunty hatte auch nach vier Jahren in Südafrika noch Probleme mit dem Englischen. »Ich will, dass alle, die mich in meinem Haus besuchen, wissen, was Liebe bedeutet. Dann wissen sie, dass ich nichts falsch gemacht habe.«

Als Caroline Somanje, die für den Artikel »Schwule verloben sich« verantwortliche Journalistin, durch einen Tipp auf die öffentliche *chinkhoswe* zweier Männer aufmerksam gemacht wurde, wusste sie, dass die Geschichte ein Knüller war. Sie sagte mir das von Malawi aus am Telefon, als wir 2014 miteinander sprachen. Zuvor hatten sich die malawischen Medien nur mit Homosexualität befasst, wenn ein Mann der Vergewaltigung eines Minderjährigen beschuldigt wurde. Doch nun zog das Thema sogar in Malawi seine Kreise, einem besonders verschlafenen und wenig entwickelten Land Afrikas.

Eine südafrikanische Fernsehgesellschaft produzierte Satellitenfernsehen für Malawi (und ganz Afrika), und in der Seifenoper *Generations* war gerade ein schwarzer schwuler Mann eingeführt worden. In den Nachrichtensendungen wurde oft über die gleichgeschlechtliche Ehe im Westen und insbesondere in den Vereinigten Staaten berichtet, wo das Thema wegen Proposition 8 in Kalifornien – einem Änderungsantrag, mit dem die Verfassung des Bundesstaates per Referendum so geändert werden sollte, dass nur noch heterosexuelle Ehen anerkannt werden durften – heftig diskutiert wurde. Auch durch die Aids-Epidemie wurde Malawi zu einer unwillkommenen Debatte über Homosexualität gezwungen. Sie wurde jedoch nur auf wachsenden Druck internationaler Geldgeber geführt, und so etablierte sich die Auffassung, LGBT-Rechte seien etwas vom Westen Aufgezwungenes. Außerdem war das Thema immer für einen Skandal und den Verkauf von Zeitungen gut: Somanjes Redakteur:innen hatten diesen Effekt vermutlich schon in

Uganda registriert, wo die Boulevardpresse regelmäßig angebliche Homosexuelle an den Pranger stellte.

Als die Journalistin ihren Tipp bekam, fuhr sie eilig zur Mankhoma Lodge in der Nähe des Flughafens in Blantyre, der zweitgrößten Stadt Malawis, wo Auntys als Köchin und Reinigungskraft arbeitete. Als sie dort ankam, war die Stimmung gereizt: »Es war eine riesige Menschenmenge da. Viele waren feindselig. Sie waren nur aus Neugier gekommen, nicht um eine Hochzeit zu feiern. Tiwonge war in Tränen aufgelöst.«

Tatsächlich war der Tipp von Auntys Arbeitgeberin Jean Kamphale, einer prominenten Lokalpolitikerin und Geschäftsfrau, gekommen. Sie hatte sogar für die *chinkhoswe* bezahlt, weil sie dachte, sie werde neue Gäste anziehen, war dann jedoch in Panik geraten, als die Sache aus dem Ruder zu laufen drohte. Bei dem Prozess im Gefolge der Feier sagte sie aus, Aunty habe ihr vorgemacht, dass sie eine Frau sei: Sie habe ihre maskulinen Gesichtszüge damit erklärt, dass sie als Mädchen geboren, aber in ihrer Kindheit verhext worden sei.

Auntys bestätigte, dass sie tatsächlich diese Erklärung gegeben hatte, an die sie offensichtlich selbst glaubte. Aber Kamphale belog das Gericht: Sie hatte die ganze Zeit gewusst, dass Aunty einen männlichen Körper hatte. Dies wurde klar, als ich sie und ihre Familie später, im Jahr 2014, in Blantyre interviewte. Kamphales Tochter Rachael hatte ihre Mutter gebeten, Aunty einzustellen, obwohl »er« »schwul« sei: »Heutzutage sind wir jungen Leute offener dafür«, sagte Rachael zu mir. »Es ist nichts Neues mehr. Wir sind moderner geworden, wir wachsen in einer Welt auf, die sich ständig verändert, und dann treffen wir jemanden, der schwul ist, na und?«

Die Staatsgewalt war anderer Ansicht. Als die Polizei am Morgen nach der Feier mit einem Exemplar von *The Nation* in der Lodge auftauchte, wurde Aunty gezwungen, sich nackt auszuziehen. Als die Polizisten bestätigt fanden, dass sie männliche Genitalien hatte, verhafteten sie sie wegen Verstoß gegen Artikel 153 des Strafgesetz-